

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 121. Bromberg, den 1. Juni 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

8.

An einem Spätherbsttag des Jahres 1830 saß Dag in der Schreibstube. Er legte die Papiere, die er vor sich hatte, schnell weg, als Adelheid eintrat, und schlug das Buch so darüber auf, daß es die Papiere verdeckte.

Adelheid war in letzter Zeit sichtlich gealtert. Der Nachsommer von Jugend war mit den Jahren verblaßt, und im alltäglichen Leben lag eine Steifheit über ihr, vor der sich die Menschen zurückhielten.

Sie trat dicht an den Schreibtisch und setzte sich in den daneben stehenden Sessel, die Arme auf den Tisch gestützt. Es war lange her, seit Dag ihr die Bücher abgenommen hatte. Nach ihrer Versöhnung hatte sie in Dags Abwesenheit oftmals Rechnungen von Stadtfuhren wie von Leuten, die Zinsen und Abschlagszahlungen aus dem offenen Lande brachten, entgegennehmen müssen, hatte alles eingetragen und erledigt, und mit den Jahren ergab es sich, daß Dag und sie abwechselnd die Bücher führten, wie es sich gerade traf.

Aus der Art, wie Adelheid ihre Eintragungen machte, aus allerhand Fragen und liegengebliebenen Zetteln mit Ziffern und Zusammenrechnungen bekam Dag allmählich einen Eindruck von ihr, der ihm mißfiel. Das alles schmeckte etwas nach kleinlicher Geldgier.

Er schob es auf die jahrelange drückende Armut in ihrer Jugend, vielleicht auf auf eine gewisse Wesensgleichheit mit ihrer Großmutter, die in ihrer sehr bedrängten Lage jeden Schilling mehrmals hatte umdrehen müssen. Aber seitdem war Zeit genug vergangen, daß Adelheid sich die Kleinlichkeit hätte abgewöhnen können. Er kam nicht auf den Gedanken, daß er selber sie mit seinen wiederholten Darlehen an Holder stutzig gemacht haben könnte.

Sie kam ihm auch mit sonstigen Kleinigkeiten: daß die Waldkätner dies und jenes mitgenommen hätten, was sie in der Küche erwischen konnten, und daß andere, die in den Vorratskammern zu tun hatten, gern einen Leckerbissen mitgehen hießen.

Jetzt sprach sie wieder von solchen Dingen.

„Unsere Augen entdecken manches in der Welt, Adelheid; aber wir dürfen uns nicht alles zu Herzen nehmen. Auf einem Hof geschieht viel, was sich nicht streng buchen läßt." Dags Miene und Stimme wirkten auf sie ungewöhnlich bestimmt, in letzter Zeit aber schien ihr manches an ihm ungewohnt, so daß sie sich weiter keine Gedanken darüber machte. Sie war auch nicht nur um dieser Kleinigkeiten willen in die Schreibstube gekommen.

„Diesen Herbst hat noch niemand Geld gebracht", sagte sie geradeheraus, „weder Zinsen noch Abschlagszahlungen; hast du das bemerkt?"

Dag sah eine Weile vor sich hin, als käme ihm die Frage etwas überraschend, dann aber antwortete er bestimmt und ruhig: „Du mußt dir nicht soviel Gedanken machen — über so etwas. Ich habe ihnen gesagt, daß ich dieses Jahr auf alle Zahlungen verzichte. Nach einem so schlechten Herbst hat jeder genug eigene Sorgen." Er zog die Brauen scharf zusammen, blickte in das aufgeschlagene Buch und fuhr mit der Hand nach den darunter liegenden Papieren, ließ sie dann aber liegen. Adelheid zuckte erschrocken zusammen, als er plötzlich aufsprang. Sein Ausdruck war nicht freundlich, und er ging mit raschen Wendungen mehrmals im Zimmer auf und ab. Er trat ans Fenster, sah auf den Hof hinaus, wendete sich wieder zum Zimmer und blieb stehen. „Ich bin so oft bei den Leuten unten in den Südgemeinden gewesen, daß ich Bescheid weiß, wie sie leben — immer den Lensmann und den Vogt auf dem Hals. Wenn es ihnen schon so schlecht geht, widersteht es mir, daß sie auch noch das ganze Jahr über ängstlich die Taler für uns zusammenkratzen müssen, die — wir nicht nötig haben."

Adelheid sah verwundert Dags ungewohnt jugendlichem Eifer zu und verband diesen Eindruck mit dem Inhalt seiner Worte. „Wir müssen an die Zukunft denken und — an unsere Jungen", sagte sie.

„Du mußt durch deine Jugendjahre verängstigter sein, als ich dachte, wenn du dich in Björndal vor der Zukunft fürchtest. Mit den Verlusten Holders aus Londoner Geschäften ist jetzt Schluß und Schluß mit der Geldanlage bei ihm, seit es Banken gibt. Das weißt du aus den Büchern und hast gesehen, daß sich der Besitz vermehrt. Du weißt auch, daß wir jetzt Bauholz von zehn Ellen Länge schlagen und bessere Preise dafür bekommen. — Im übrigen habe ich die Jungen genau beobachtet, bei der Arbeit und wo ich sie sonst verwendet habe, und auch, wenn sie mit im Walde waren. Sie sind zäh von Natur und haben Respekt vor Leuten, die ihre Sache verstehen, sie lassen sich etwas sagen, ohne aufzumucken. Damit bin ich für die Zukunft beruhigt, und dann kannst auch du es sein. Wenn Jungen sich dazu anlernen lassen, selber zuzugreifen, dann lernen sie auch mit Achtung und Vernunft regieren, wenn es einmal dazu kommt. Und das ist das einzige, was hier not tut. Es ist hier mancherorts steinig und steil, aber es gibt daneben auch guten Boden und Wald und Kätnerstellen genug, und Vorgland bringt reichen Ertrag in den Jahren, wo nicht alles erfriert."

Dag trat ein paar Schritte näher. „Man soll nicht knauserig sein. Das macht nur böses Blut, denn hier nimmt niemand mehr mit, als er wirklich nötig braucht. Meines Wissens hat hier in der Umgegend nie jemand Not gelitten, solange es bei uns im Hause noch etwas gab. Was sie also aus der Speisekammer oder der Küche mitnehmen, das hat ihnen Jungfer Kruse wohl meistens nachgesehen, wie sie es gelernt hat — von meiner Mutter."

Adelheid lehnte sich im Sessel zurück. Sie hatte Dag noch niemals so viel auf einmal sagen hören; er mußte sich in Gedanken lange damit beschäftigt haben. Sie spürte auch, daß er die ganze Zeit mit ihr ins Gericht ging; die letzten

Sätze, die sich unmittelbar gegen sie richteten, kamen ihr daher nicht unerwartet, schmerzten sie aber dennoch, und die letzten Worte empfand sie wie ein Abstrafung.

Sie hatte erfahren, ja, es niedergeschrieben, wie Dags Mutter sich um alle gekümmert hatte, die ihrer Hilfe bedurften, streng und schroff, wo es not tat, doch voll innerer Güte, die man bei all ihrem Tun herausfühlte.

Adelheid mußte über Dags Äußerungen viel nachgedacht haben, denn abends im Dunkel des Bettes kam sie damit heraus: „Wenn ich zu den Leuten ginge wie deine Mutter — das würden sie sicherlich nicht mögen!"

„Nein, kaum", antwortete Dag deutlich.

Adelheid schwieg lange, endlich sagte sie, und — ihre Stimme klang ganz ungewohnt: „Was kann ich nur dabei tun?"

Langes Schweigen, dann kam Dags Antwort: „Wenn du so wärst, daß deine nächste Umgebung mit dir zu sprechen wagt, dann würden die anderen schon kommen. Es gibt so viel, was sie gerade mit dir gern bereden würden, so gebildet und klug, wie du bist. Da gibt es Kummer und Sorgen über Kinder und Vieh, über Krankheit und das tägliche Leben, wie überall, aber du müßtest ein warmes Herz zeigen; denn sonst traut sich niemand heran."

Da kam Dag mit demselben Wort daher, das Vater Dag so manches liebe Mal gebraucht hatte. Sie selber hatte es an Dag weitergegeben und im stillen geglaubt, ein warmes Herz zu besitzen. Und nun mußte sie diese kalte Äußerung von ihm hören. „Meinst du, ich hätte kein Herz?" brachte sie endlich stockend hervor.

„Doch — das hast du schon, aber es ist erfroren."

Adelheid dachte nach, bis ihr ganz heiß wurde, und in dieser Nacht ihres achtundvierzigsten Lebensjahres wurde ihr endlich klar, daß sie ein wirklich warmes Herz stets nur für sich selber hatte, nie für andere.

Adelheid war ein guter, braver Mensch — aber kein Mensch über dem Durchschnitt. Sie hatte viel Leute unter Schulden wie unter einem Alpdruck leiden sehen, der sich nie im Leben abschütteln ließ. Und deshalb überstieg es ihr Fassungsvermögen, daß man einfach herumfahren und andere Leute auf ein ganzes Jahr von diesem Alpdruck befreien konnte. Niemals hatte sie gehört, daß jemand auf einen so abseitigen Einfall gekommen wäre.

Sie hatte Dag in diesen guten Jahren sehr lieb gehabt, nie aber so etwas gefühlt wie jetzt. Seine letzten Worte, daß ihr Herz erfroren sei, klangen in ihr nach. „Was soll ich tun?" — Ihre Stimme war völlig verwandelt.

Ohne Zögern kam die Antwort: „Auftauen für deine nächste Umgebung, das übrige geht dann schon von selbst."

Vor langen Jahren hatte sich Adelheid vorgenommen, Jungfer Kruse zu helfen, und hatte sich selbst an dem Gedanken erwärmt. Aber es war bei dem Vorsatz geblieben, in diesem wie in manchem anderen Fall.

Zwei Tage danach kam ein Mann aus dem Süden auf den Hof gefahren und wollte Dag sprechen. Dag empfing ihn in der Diele — Adelheid konnte in ihrer Kammer jedes Wort hören. — Er komme nicht, um sich zu beschweren, aber er habe etwas auf dem Herzen, was ihm keine Ruhe lasse. Sein Nachbar schulde Dag doppelt soviel als er, und jetzt habe man diesem Nachbarn ebenfalls jede Zinszahlung erlassen. Und das wäre also doppelt soviel, als bei ihm. Er komme nicht, sich zu beschweren, in keiner Weise — aber er müsse es schon sagen, wie es sei — daß er eben um die Hälfte weniger bekommen habe als sein Nachbar.

Dag ließ ihn ausreden, aber bei all den weitschweifigen Erklärungen und Rechtfertigungen des Mannes stillzusitzen, brachte er nicht fertig. Als er aufstand, erhob sich auch der Mann und drehte sich immer mit, während Dag ihn in immer enger werdenden Ringen umkreiste. Daß Dag ihm drohend immer näher auf den Leib rückte, ohne ein Wort zu sagen, machte den Kerl zuletzt so zahm, daß er nichts mehr herausbrachte und verwirrt den Kopf schüttelte.

Dag hatte gemeint, gegen seine Schuldner bill verfahren zu sein, und nun war dies Gemecker der erste Widerhall. Er ließ seine Hand dem Mann etwas zu schwer auf die Schulter fallen und mußte ihn festhalten, damit er nicht zusammenknickte. „Weißt du, was du auf deinem Wagen hattest, den ganzen langen Weg von zu Hause bis hierher?"

Der Mann wußte es nicht.

„Eine Satansbrut, vor der du dich hüten mußt — den Neid. Hat der dich erst in den Klauen, dann hast du keinen frohen Tag mehr im Leben. Er macht die Menschen zu Krüppeln bis über die Ohren!" Der Kerl wollte sich herausreden, doch Dag unterbrach ihn: „Ich brauche keine Entschuldigungen. Du bist nicht der einzige. Alle möglichen Menschen leiden an dieser Krankheit. Fahr nach Hause und denk an dein Weib und die Kinder, an das Vieh und deine Arbeit und — geh mit Gott!"

Der Mann machte, daß er fortkam, auf der Schwelle aber brachte er noch heraus, seine Alte sei schuld, sie habe ihn zu der Fahrt beredet.

„Raus!" wetterte Dag und schlug die Tür hinter ihm zu.

9.

Der Mensch kann seine Natur zwar nicht im Handumdrehen ändern, aber mit gutem Willen doch allmählich, wenn er ein Ziel klar vor Augen hat. Vater Dags Worte hatten auf Adelheid wie eine schöne Melodie gewirkt, bei der das Herz sich ausruhen konnte — sie waren ihr nicht zur lebendigen Aufgabe geworden, um deren Erfüllung sie sich selbst mühen mußte. Seine Milde ließ die Worte sozusagen nur wie eine Zärtlichkeit in sie eindringen. Dag hatte schonungslos zu ihr gesprochen, ja, ihr den Weg gezeigt, der unvermeidlich war — den Weg durch das eigene Herz. Und so begann sie endlich nach und nach ihr Herz ernstlich zu öffnen und ihr Inneres an seiner Wärme auftauen zu lassen.

Sie fing bei Jungfer Kruse an und bat sie, ihre abendlichen Pflichten manchmal jemand anderem zu überlassen und, wenn Dag fort war, in die Diele oder auf ihre Kammer zu kommen und sich bei einer Handarbeit mit ihr zu unterhalten. Anfangs erschreckte dieser Einfall Jungfer Kruse, Adelheids vorsichtige Klugheit machte sie aber allmählich beherzter, und bald freute sie sich schon den ganzen Tag auf den Abend. Diese Plauderstunden waren der Widerschein ihrer schönsten Erinnerungen jener Abende in Jungfer Dortheas Kammer, als Jungfer Kruse noch die kleine Stine war.

Ihre stille Freude strahlte wärmend auf Adelheid zurück, und so erwachten neue Lebensregungen in dieser. Wie Jungfer Kruse mit der Zeit auftaute, erfuhr sie vieles über die Leute auf dem Hof und den Kätnerstellen im Wald. Auch Vater Dag hatte im Lauf der Jahre dies und jenes berührt, aber doch mehr äußerlich. Jungfer Kruse kannte die Leute inwendig. Sie kamen zu ihr und vertrauten ihr alle ihre Sorgen an. Gegen Ende des Winters kam es dann so weit, daß Jungfer Kruse die Sorgen und Nöte der Leute mit Adelheid besprach. Endlich begann diese am Leben ihrer Umgebung teilzunehmen und dabei die Macht von Vater Dags immer wiederholter Forderung an sich selbst zu spüren.

Dag rauchte seines Vaters lange Pfeife in der Schreibstube. Es war ein Abend zu Ende März mit Frost und Neuschnee, und der Kamin brannte.

Sie hatten soeben in der Wohnstube gegessen, die Buben, Adelheid und Dag. Die Buben waren in ihre Kammer hinaufgegangen, Adelheid saß mit Jungfer Kruse in der Diele.

Wieviel behaglicher war es doch in letzter Zeit geworden. Die Buben, die sich nach Jungenart früher ge[illegible] und geprügelt hatten, so daß Dag sie mitunter wie junge Hunde im Genick packen und gehörig schütteln mußte, hatten sich tüchtig herausgemacht, seit sie ihre Kräfte an der Arbeit erproben konnten. Sie hatten immer etwas vor, auf ihrer Kammer oder anderwärts, machten sich mit Waffen und Werkzeug und Geräten zu schaffen und waren ein Herz und eine Seele. Dag hatte sich bei den Leuten, die mit ihnen zusammen gearbeitet hatten, erkundigt und nichts als Gutes gehört. Hilfsbereit und freundlich und nicht zimperlich waren sie; ja, Klein-Dag hatte man sogar zurückhalten müssen, er war in dem unvernünftigen Alter, wo man seinem unausgewachsenen Körper alles zutraut. Dag war aber ganz ruhig — sie hatten verständige Menschen um sich, die sich auch gegen seine Söhne nicht vor einem offenen Wort scheuten. Und Adelheid schien ihm auf dem rechten Wege zu sein. Die Kleinlichkeit, die sich in ihr zu entwickeln gedroht hatte, schien verschwunden. Und das war gut, [illegible] er [illegible] nichts wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtiger Schatten.

Skizze von **Karl Bahnmüller.**

Die Nacht war vorbei. Groß hatte der Mond in seinem Zauberkreis gesessen, nun aber schwand der schöne Schein, und grau stieg das Licht über die Dächer. Es drang in alle Winkel, selbst zu den Schläfern in ihren verhängten Kammern.

Einem, Martin mit Namen, der sich zu dieser Zeit in seinen Kissen rührte, schien es, als kehre er von weither zurück. Wo war er nur gewesen? Er war dort, wo man friedlich im Grase träumen konnte, die Sonne braunte einem sachte den Pelz rot, und die Zeit stand still wie die hohen, weißen Wolken. Noch spürte er das Behagen, und er wollte es halten. Umsonst. Er schlug die Augen auf. Trübe stand der Tag hinter dem Vorhang, und sogleich fiel dem Mann ein, was sich am Abend zuvor begeben hatte.

Sie hatten Überstunden gemacht, weil die Straße fertig werden mußte, und zu allem war ihm hinterher Schulpe über den Weg gelaufen, Schulpe, der gute Kerl, mit dem er manches Ende dick geteerten Kabels in die aufgerissene Erde eingelegt hatte. Der sagte: „Martin, ich hab' dich eine Ewigkeit nicht gesehen. Was treibst du denn so?"

„Ich? Ach, ich hab mich verheiratet." — „Mann, wirklich?"

„Ja, warum nicht, komm mit, Schulpe, meine Frau wird sich freuen!"

„Nein, ein andermal, aber jetzt geh'n wir ins scharfe Eck. Los, Junge."

„Nein, Schulpe."

„Ach, du hast wohl keinen Ausgang?"

„Rede doch keinen Schnickschnack! So unvernünftig ist meine Frau nun nicht, kannst es glauben."

„Ja, dann . . .", lachte Schulpe, und Martin war mit ihm gegangen. Später, als er heimkehrte, dachte Martin daran, wie Frieda nun einsam unter der Lampe saß und ihm entgegenwartete. Vielleicht ängstigte sie sich, weil sie nicht wußte, was mit ihm los war.

Liebe, würde er sagen, es war nicht böse gemeint. Und Schulpe war doch sein alter Freund, den konnte er nicht einfach an der Ecke stehen lassen. —

Doch, als er eintrat in die Stube, da war sie leer. Wohl brannte die Lampe, der Tisch war für ihn gedeckt, Teller und Löffel, alles stand da, aber von Frieda war nichts zu sehen. Er ging zur Kammer und öffnete die Tür.

„Frieda", begann er und wartete auf ein Zeichen von ihr, die ihm den Rücken zudrehte. Sie schlief nicht, er wußte es wohl, aber sie gab keine Antwort.

Er sagte schnell, wie es gewesen war: „. . . Schulpe, mein alter Freund, verstehst du nicht?"

Kein Wort fiel. Nichts geschah, und als er sie anrührte, da schüttelte sie sich.

„Na schön", meinte er noch, und der Appetit war ihm vergangen. Alsbald legte auch er sich. Vieles vergißt man, wenn man vergessen will.

Jetzt aber in der Frühe war alles wieder bedrängend nahe. Es wurde noch heller in der Kammer, und Martin begann sich aufzurichten. Er fand seine Frau dicht neben sich, halb hatte sie sich ihm zugewandt, rund und schlafwarm war ihr Gesicht und in ihre Hand gebettet. Sie atmete ruhig, ihr Mund, sanft aufgewölbt, stand ihr ein wenig offen. Wie er sie so preisgegeben dem Anblick, bewußtlos und ihm überantwortet, schlafen sah, rührte sie ihn, und er gedachte der vergangenen Zeit.

Er konnte sie heraufbeschwören, wie sie gewesen war, ein Mädchen in hellen, wehenden Kleidern. Einmal, an einem Sonntag abend, als die Straße sich eindunkelte, hatte er ihr zum erstenmal nachgeblickt. Mit ihren Freundinnen war sie unterwegs, das Rudel schritt beschwingt und ausgelassen zum Park hinüber. Dort drüben mußte es lustig sein, denn eifriger war ihr Geplauder, lauter das junge Gelächter. Er jedoch an seinem Fenster hatte deutlich Friedas Stimme unter allen anderen unterschieden, und so freudevoll klang sie, frohlockend fast, daß er sich auf ungreifbare Weise gewarnt fühlte. Wer wie sie, blind dem Geschick vertrauend, glücklich und glückverlangend dahinlebte, den durfte kein Gram ankommen, kein Kummer. Damals hatte er sich Versprechungen gegeben, doch nun war ihm diese Geschichte mit Schulpe dazwischen gekommen.

Martin stützte sich auf seinen Ellbogen und betrachtete aufmerksam ihr Angesicht. Er beugte sich forschend darüber. War ein Gram darin?

Unterdessen rührte sich Frieda, sie blinzelte, und dann durchfuhr sie ein Ruck. „Warum starrst du mich so an?"

Martin ließ sich zurückfallen in seine Kissen. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich meinte er: „Es ist mir eben so eingefallen. Sollte ich's nicht tun?"

„Wenn eins schläft und von nichts weiß, dann erschrickt man, das müßtest du doch wissen."

„Ich hab' mir nichts dabei gedacht", antwortete er ausweichend.

„Ja, so bist du, du denkst dir nichts dabei."

„Nein, so bin ich nicht."

„Du siehst es doch, gestern abend und heute früh, immer ist es dasselbe."

„Ich hab' mir ja was dabei gedacht", widersprach Martin, „ich will es nur nicht sagen."

„Ach wer das glauben könnte!"

Martin schwieg, und die Stille dröhnte von ungesagten, bösen Worten. Frieda sollte es nur nicht zu weit treiben. Er kannte eine ganze Anzahl von Männern, die sich sowas nicht bieten ließen. Inzwischen hörte der Wecker nicht auf zu ticken. Bald mußte er aufstehen, und dann . . . noch einen Tag, das durfte doch nicht sein.

Frieda war so jung, er begriff es plötzlich, und wieder hörte er den freudevollen, frohlockenden Klang ihrer Stimme. Aus der vergangenen Zeit wurde der ihm zugetragen. Nun konnte er nicht mehr an sich halten. Er sagte: „Ich wollte sehen, ob du noch glücklich bist."

„Ach Martin", gab sie schnell zurück und griff nach seiner großen, gebräunten Hand. Für eilig verrinnende Minuten lagen sie stumm nebeneinander. Was geschehen war, versank und war nie gewesen.

Schon aber rasselte der Wecker. Martin stemmte sich gegen die Bettwand, die leise krachte. Dann sprang er auf den Boden, und als er den Vorhang aufzog, da waren die Schatten vorbeigezogen, eine warme, goldene Flut von Licht drang in die Kammer. Ein schöner Tag lag vor ihm.

Niesen — ein Gottesurteil!

Schnupfen hatten schon die alten Griechen. — Sie sagten aber nicht „Gesundheit", sondern „Jupiter helf!" — Am Sonntag niesen verspricht eine gute Woche.

Von Richard Thassilo Graf von Schlieben.

In der schönen Zeit des Schnupfens und Heuschnupfens ist unser Mitarbeiter der Geschichte des Niesens nachgegangen. Aus seiner reichen Ausbeute weiß er im Folgenden amüsant zu erzählen:

Woher stammt die sonderbare Sitte, jemandem beim Niesen Gesundheit zu wünschen? Nach einigen Chroniken soll diese Sitte auf Papst Gregor den Großen im Jahre 590 zurückführen, der sie als Schutzmittel gegen eine böse Pest empfahl. Diese Pest, die viele Jahrzehnte andauerte, soll zum Schluß in tödliches Gähnen und Niesen übergegangen sein. Um die Lebensgefahr für den von heftigem Niesen Befallenen unschädlich zu machen, rief man ihm damals den glückbringenden Satz „Gott helfe Dir!" zu. Aber diese Erklärung über die Herkunft der sonderbaren Sitte kann nicht stimmen, denn viele Schriftsteller der antiken Welt erzählen, daß der Zuruf „Jupiter helf" an einen Niesenden bereits seit unvordenklichen Zeiten Sitte gewesen sei. Man muß deshalb mit Recht annehmen, daß dieser merkwürdige Brauch aus dem Heidentum ins Christentum übergegangen ist. Plinius führt sogar einer Verfügung des Kaisers Tiberius an, welche befiehlt, daß jeder Bürger Roms ihm diesen Glückwunsch zuzurufen habe, wenn er, der Kaiser, bei einer Ausfahrt auf öffentlichen Straßen niesen sollte. Und der Kirchenvater Origenes tadelt die Christen, daß sie diese Sitte, die doch eine heidnische sei, beibehalten hätten.

*

Die Griechen gingen so weit, nicht nur dem anderen beim Niesen ihr „Jupiter helf" zuzurufen, sondern sogar sich selbst ein „Wohl bekomm's mir" beim Niesen zu wünschen. Daraus ist zu ersehen, daß man das Niesen nicht

einfach für den Vorboten eines tüchtigen Schnupfens hielt, sondern für eine glückbringende Vorbedeutung oder je nach Zeit und Ort, im Gegensatz dazu für eine warnende Stimme überirdischer Mächte. Im Altertum hielt man überhaupt das Niesen für etwas Göttliches, da es ja aus dem Kopf, dem edelsten Teil des menschlichen Körpers komme. Und Plutarch prägte den erstaunlichen Satz: „Was der Puls für den Menschen bedeutet, ist für die Seele das Niesen"! Man verstieg sich schließlich dazu, das Niesen als etwas die Zukunft Enthüllendes anzusehen. Und es gab Abergläubische, die sich auf die Knie warfen, wenn sie jemand niesen hörten.

Selbst der weiseste aller Philosophen, Sokrates, hat dem Niesen größte Bedeutung beigelegt. Ein gewisser Terpsio aus Megara behauptet: des Sokrates Genius, sein sogenanntes „Dämonion", bestände im Niesen. Denn wenn er etwas zu tun gedächte und jemand niese ihm zur Rechten oder hinter ihm, so nähme er dies für einen Wink, sein Vorhaben auszuführen; höre er aber zur Linken niesen, so war ihm dies ein Zeichen, das Unternehmen aufzugeben. Mußte er aber beim Beginn einer Handlung selbst niesen, so sah er dies für ein gutes Zeichen an; geschah das Niesen dagegen während der Beschäftigung, so bedeutete ihm dies eine Warnung, das Unternehmen lieber aufzugeben.

*

Als Xenophon während des Feldzugs in Persien an die zehntausend versammelten Krieger eine flammende Rede hielt, um sie zu Mut und Ausdauer anzufeuern, mußte bei dieser Ansprache ein Soldat plötzlich niesen. Darauf waren die Griechen so begeistert, daß sie Xenophon zu ihrem Anführer ausriefen. Hatten doch die Götter durch das Niesen eines ihrer Kameraden kundgetan, daß sie dem Unternehmen ihren Schutz angedeihen lassen würden.

Wenn wir uns zu Homer wenden, so finden wir dort erst recht eine erstaunliche Erzählung über das Niesen, nämlich über das Niesen des Telemach. Als Penelope sich einst über den Mutwillen der Freier heftig beklagte und mit der Rache ihres heimkehrenden Gatten drohte, mußte ihr Sohn Telemach so heftig niesen, daß der ganze Saal von diesem Getöse widerhallte. Als seine Mutter dies hörte, schlug ihre Wut und Empörung in Freude und Genugtuung um, denn sie nahm es nun als selbstverständlich an, daß ihrem heißen Begehren nach Bestrafung der übermütigen Freier Erfüllung zuteil werden sollte: „Keiner unter diesen Unbesonnenen", rief sie in höchster Befriedigung aus, „wird der Strafe des Todes entgehen, denn mein Sohn hat mit voller Kraft geniest!"

Als ein Zeichen kommenden Unglücks galt dem Hippias die Tatsache, daß er, als er gerade das Zeichen zum Angriff seiner Truppen bei Marathon geben wollte, von einem heftigen Niesen befallen wurde. Es war, wie die Chronisten berichten, so energisch, daß sich ein Zahn aus seinem Mund löste und auf die Erde fiel. Alle Soldaten stürzten entsetzt herbei, um den Zahn zu suchen. Allein — er blieb verschwunden. Großer Schreck und tiefste Entmutigung bemächtigte sich darauf des ganzen Heeres und seines Anführers. Die Götter hatten ihnen durch das Niesen ihres Feldherrn ein sichtbares Zeichen gesandt. Und mit zitternder Stimme sprach, wie der Chronist berichtet, der Tyrann die prophetischen Worte: „Dieses Land, o meine Kameraden, ist nicht unser; und vergeblich werden wir auch unsere Waffen gebrauchen, es zu erobern. Höchstens so viel, als dieser verlorene Zahn bedecken kann, werden wir gewinnen." Diese Beispiele ließen sich noch durch zahllose andere ergänzen.

*

Nicht nur das Niesen selbst, sogar Zeit und Ort, wo es stattfand, waren maßgebend für seine Bedeutung: Das Niesen in der Zeit von Mitternacht bis zum Mittag bedeutete nach verschiedenen Chronisten stets Unglück. Nach dem Mittag bis zur Mitternacht aber bedeutete das Niesen nur Glück und Erfolg. So Aristoteles! Wer des Morgens beim Aufstehen niesen mußte, oder bevor er die Schuhe anhatte, legte sich sofort wieder zu Bett, um eine günstigere Stunde zum Aufstehen abzuwarten. Sehr sonderbar äußerte sich dieser Aberglaube bei der Mittagsmahlzeit: Nieste jemand, nachdem die Tafel aufgehoben war, so galt dies für ein sehr ungünstiges Zeichen und unverzüglich wurden die Speisen wieder aufgetragen, als ob das Mahl nicht beendet, sondern nur unterbrochen worden sei. Sogar die Tage der Woche waren für das Niesen bedeutungsvoll. Nieste man am Sonntag früh dreimal, am Montag früh einmal, so war die ganze Woche gesegnet.

Auch der Ort, an dem man nieste, war bedeutungsvoll: Ging man z. B. durch einen Wald, so zeigte ein einmaliges Niesen Gefahr an; ein zweimaliges aber gab die erfreuliche Gewißheit, daß man ihn unangefochten passieren würde. Ebenso galt beim Abschluß eines Vertrages das einmalige Niesen als ein günstiges, das zweimalige als ein ungünstiges Zeichen. Wenn das Niesen aber ausblieb trotz des Niesreizes, so war dies bei den Griechen eine gute, bei den Römern eine schlechte Vorbedeutung.

*

Wie tief die Sitte der guten Wünsche beim Niesen auch in Deutschland eingedrungen war, geht aus der Tatsache hervor, daß noch Ende des 18. Jahrhunderts in ganz Kursachsen der Zauberspruch für die Bedeutung des Niesens auf nüchternen Magen galt: Sonntags: Eingeschränkt! Montags: Was geschenkt! Dienstags: Viel gekränkt! Mittwochs: Zurücke gehn! Donnerstags: Was Liebe sehn! Freitags: Gewiß gelacht! Samstags: Ausgemacht! (Ausgezankt)." In Ostpreußen heißt es noch heute in ganz ähnlicher Form: „Montag: geschenkt, Dienstag: gekränkt, Mittwoch: was Trübes, Donnerstag: was Liebes, Freitag: gut Glück, Sonnabend: gehn alle Wünsche zurück!" Und ebenso sagt man noch heutigen Tages, wenn jemand eine phantastische Geschichte erzählt und ein Zuhörer bedenklich den Kopf schüttelt — sobald einen der Anwesenden das Niesen befällt: „Es muß doch wahr sein, denn es ist geniest worden."

Warum also sollten wir Kinder des 20. Jahrhunderts an den geheimen Zauberkräften des Niesens zweifeln, wenn doch Sokrates, der weiseste aller Philosophen, so felsenfest an sein Niesen geglaubt hat?



Aus Schottland.

Vor einer Holzfällerhütte im schottischen Hochland hält ein kostbares Auto, dem ein eleganter junger Mann entsteigt. Aus der Hütte tritt ein alter mürrischer Holzfäller.

Der elegante junge Mann geht auf ihn zu und ruft freudig: „Vater, kennst du mich denn nicht mehr? Ich bin dein Sohn William, den du vor zehn Jahren in die Stadt schicktest, um Kautabak zu holen. Ich bin damals gleich dort geblieben, bin vorwärts gekommen und habe ein glänzendes Einkommen. Hier ist mein eigenes Auto. Na, Vater, was sagst du dazu?"

Der Holzfäller betrachtet mißtrauisch seinen Sohn. „So", murmelte er endlich, „und wo ist der Kautabak?"

*



Kellner Krause, der eine Stellung als Speisewagen-Kellner antreten soll, trainiert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.